

Franz Niedermayer

Ernesto Cardenal

Kandidat für den Friedenspreis des deutschen Buchhandels für 1973 war Ernesto Cardenal noch im Frühjahr; seit Sommerbeginn wissen wir, daß das Forschergremium Club of Rome dem Lyriker aus Nicaragua vorgezogen wurde. Der noch nicht 50jährige Priester hätte gute Figur gemacht neben den Myrdal aus Norwegen, Senghor aus Senegal oder Korczak aus Polen: Cardenal in Frankfurt, ein Repräsentant jenes Kontinents im Aufbruch erstmals auf dieser deutsch-europäischen Kulturbühne mit Weltecho. Cardenal wäre allerdings ein so weiter Widerhall nicht mehr neu: Er wurde bereits in 18 Sprachen übersetzt. Sein deutscher Verleger hat die Durststrecke mit dem neuen Namen gut überstanden und den Wall der westdeutschen literarischen Passivität durchbrochen. Nur die große Hürde mit dem Preis blieb eben versagt, jedenfalls für 1973.

Pfarrer polemisieren für und wider ihn, Kirchenzeitungen halten es in der Regel mit ihm. In Schriftstellerkreisen, im PEN-Club z. B., stützt man sich auf Cardenal als Informant, hält man ihn für unentbehrliches, aktuelles „Lateinamerika-Requisit“. Seine „Lateinamerikanischen Psalmen“ vor allem, deren acht Auflagen an eine sechsstellige Ziffer herankommen dürften, haben bei der Jugend, bei Christen, bei Protest-Zeitgenossen vieler Schattierungen eine unvermutete Resonanz gefunden. Sie wurden sogar vertont. War es der Christ aus dem „katholischen Kontinent“, der den genialen Kommunisten Neruda aus Chile und den konformistischen Maya-Mythenpfleger Asturias aus Guatemala, die beiden nach der Mistral weltgängigeren Nobelpreisträger aus Lateinamerika, in der Bundesrepublik an Wirkung übertraf? Darüber wird noch zu reden sein, wenn wir auch nicht Statistik und Rezeptionsästhetik aufbieten wollen. Es sei hier schon thesenartig der Standpunkt vertreten, daß protestfreudige Konjunktur, also genutzte Zeitgunst, bei Cardenals Meteorenweg mitsprach, daß man den Rahmen und die Voraussetzungen von Cardenals Oeuvre nicht kennt, solange man sich nur auf Übersetzungen stützt, und daß sich daher leicht Überschätzung und Verkennung einschleichen konnten. Ernesto Cardenal, ein lauterer Mann und mutiger Charakter, weiß dies selbst und sprach es in Interviews schon aus.

Die Bemühungen um die deutsche Ehrung Cardenals waren berechtigt. Auch der zurückhaltende kritische Vetter und Freund P. A. Cuadra (PAC, wie er unter seinen Landsleuten abgekürzt heißt) sagte von Ernesto schon 1971: „Ein Dichter, dessen Werk heute das meistgelesene Amerikas ist.“ Die konkurrierenden Lyriker Neruda und Parra aus Chile, Octavio Paz aus Mexico wurden vom „boom“ des lateinamerikanischen Romans nicht mitgezogen. Auch mit der anderen, gewichtigeren Feststellung hat P. A. Cuadra recht: Cardenal ist ein echter Sohn seines Landes, das sich

schon bei der frühesten geschichtlichen Erwähnung durch die spanischen Chronisten in zwei Kaziken konträr darstellte: Nicarao, der fragende, harrende Philosoph, und Diriangén, der Kämpfer gegen die Eindringlinge mit dem Pfeil aus dem Hinterhalt. Auch Cardenal ist zuerst als Poet und Revolutionär einzustufen, vor dem spätberufenen Priester von 1965.

Aus dem Leben

Cardenal wurde 1925 in Granada geboren, der ältesten Stadt des amerikanischen Festlands, stammt aus einer reichen Familie und bekam die beste Ausbildung. „Er wuchs unter Dichtern heran“ (Cuadra) in einem Land, das durch den „Dichter Amerikas“ Rubén Darío zu Weltruhm kam, ja bis heute mit ihm identifiziert wird. Bereits mit 17 Jahren las Ernesto den Freunden in der Hauptstadt Managua seine ersten Liebesgedichte vor. Viel stärker als die Studienzeit in Mexico wirkten die Jahre an der Columbia-University (New York), wo der graduierte Literat ein Schüler Whitmans und Pounds wurde. Die kurze Europa-Reise von 1950 hinterließ, ein seltener Fall bei Lateinamerikanern, keinen bleibenden persönlichen Eindruck, zeigt kein poetisches Echo. Man liest weiter von einer Verhaftung 1952, von der unbedeutenden Mitwirkung an der ersten Revolte gegen Somoza im April 1954, von Untertauchen und gelungener Flucht. Mit 32 Jahren kam die auch für seine Freunde überraschende Wende ins Religiöse – zum Teil erklärbar durch Enttäuschungen in der Liebe, durch das Erlebnis von Foltern und Morden beim Aufstandsversuch in seiner Heimat drei Jahre vorher, mehr noch durch sein radikal-konsequentes hohes Ethos. Das strenge Leben im Trappistenkloster von Kentucky beim Poetenfreund und Novizenmeister Thomas Merton überforderte die Gesundheit des fragilen Tropenmenschen, gab ihm aber dennoch „die glücklichsten zwei Jahre seines Lebens“. Die darauf zielenden Gedichte, überschrieben „Gethsemani, Ky.“ (30 Seiten in der deutschen Anthologie), bleiben bislang die tiefste Aussage Cardenals.

Er studierte weitere zwei Jahre (1959–1961) in Cuernavaca (Mexico), noch bevor Iwan Illich, ein späterer Gesinnungsfreund, dorthin kam. Einige Jahre in Kolumbien schlossen sich an. Am 15. August 1965 wurde er, 40 Jahre alt, in Juigalpa (Nicaragua) zum Priester geweiht. Zwei Nordamerikaner, die Lyriker Pound und der Dichtermönch Merton, scheinen Cardenals wichtigste geistig-seelische Begegnungen gewesen zu sein. Im Jahr 1966 erweckte er auf der Insel Venada im Archipel von Solentiname im Großen See von Nicaragua eine alte Eremitage zu neuem Leben. Dabei ging er am Altar und auf der Kanzel neue liturgische Wege postkonziliarer Art. Er vereinte Fischer und Bauern zu Kooperativen und leitete medizinische wie kulturelle Fürsorge in die Wege, alles neben einem ständig wachsenden literarischen Werk, einer umfangreichen Korrespondenz und einer begehrten Vortragstätigkeit.

Literarischer Rahmen

Wenn auch Cardenal zuerst ein politischer Dichter ist, so muß doch seine von früh auf belegte literarische Leidenschaft in den Umkreis seines Landes und seiner Generation gerückt werden. Im Jahr 1916, elf Jahre vor Cardenals Geburt, starb Rubén Darío. Er hatte in vielen Staaten Lateinamerikas eine zweite Heimat gefunden. Aber der einzigartige Weltruhm, den sein dichterisches Werk erlangte, half vorab seiner Heimat Nicaragua. Von ihm gingen Anregungen auf den ganzen sprachlichen Bereich der Hispania zu beiden Seiten des Atlantiks aus: Ströme existentieller wie metaphysischer, nationaler wie humanitärer, puristischer wie engagierter Meisterlyrik. Seither blieb Nicaragua in Mittelamerika die Domäne der Lyrik, Guatemala, die Heimat M. A. Asturias, hingegen die der Erzählkunst.

Cardenal verbrachte einen Teil seiner Jugend in Daríos Heimatstadt León, begegnete dort dem noch lebenden Dichter Alfonso Cortés, den das tragische Geschick Hölderlins ereilt hatte. Sein wichtigster Gymnasiallehrer war der Jesuit und Lyriker Angel Martínez, in etwa Pendant des englischen Mitbruders Gerald M. Hopkins. Zu leiblichen Vettern hatte Cardenal die zwei profilierten Intellektuellen P. A. Cuadra und Coronel Urtecho, die nach Daríos Tod einer neuen Generation literarische Wege wiesen, ohne ins Epigonentum zu verfallen. Der junge Ernesto, ein Lesefanatiker, „wuchs somit heran in einem Umkreis, randvoll mit nicaraguensischer Dichtertradition“.

Der um ein Dutzend Jahre ältere Cuadra weist in seinem Werk alle jene Züge auf, die Cardenal heute auszeichnen: soziales wie politisches Engagement, historisches wie nationales Bewußtsein. Als führender Intellektueller seines Landes steht er außerdem an der Spitze der Sprachakademie und zugleich der – Oppositionspresse des 2-Millionen-Ländchens. Cuadras poetische Skala entfaltet sich noch in andre Breiten: In seinen Versen regen sich Natur- und Landschaftselemente; Volkstypen, leidende, verfolgte, aufbegehrende, treten greifbar hervor. Eine reiche Phantasie lockt und fesselt an sein Land, „mein kleines christliches Land, das sich zusammensetzt aus ein paar Lenzen und Kirchtürmen, den Zenzontle-Singvögeln, kurzen Eisenbahnen und jungen Seeleuten“. Der durch Toleranz und Traditionstiefe betont religiös bestimmte Cuadra, so sehen ihn viele, übertrifft den Priester Cardenal bei der Umsetzung von Weltanschauung in Künstlertum, ist irgendwie eine parallellaufende, neidlose Herausforderung des jungen Verwandten mit Weltruhm. Cardenal über den Älteren: „Rubéns Poesie war eine exotische und erträumte, diese (Cuadras) ist eine nahe gelebte.“ Die Cardenals sollte dann die heute von der Mehrheit erstrebte werden.

Die andere große Meisterschule für Nicaraguas Literatur, neben der Rubén Daríos, stellte der Norden Amerikas. Von dort holte José Coronel Urtecho (geb. 1906), glaubensfest, formal labiler, die bedeutendste Bereicherung, den sogenannten „Exteriorismus“. Er ist eine konkret orientierte Lyrik, existent, anschaulich, direkt, getreu dem Motto von Henry James: Sinn und Form eines Kunstwerks liegen sehr nahe beieinander. Cleanths Brooks, der einflußreiche Literaturtheoretiker aus USA, hatte „ob-

jective description“ zur Richtschnur erhoben, ähnlich dem Deutschen W. Lehmann: „Das Gedicht macht alle Reflexion plastisch“; denn „der Dichter ist Bewahrer des Konkreten“. Dahin zielte Archibald MacLeish, Mentor des Gastes Coronel Urtecho aus Mittelamerika: „Ein Gedicht sollte nicht bedeuten, sondern sein.“

Im Gefolge des Autors von „Conquistador“ (MacLeish) schrieb Cardenal epische Gedichte nach den spanischen Chroniken des 16. Jahrhunderts, nacherzählt den Berichten der „Fremden mit den blauen Augen“, Heimatsuche aus der Ferne, der Nicaraguenser als Typus des Homo viator. Jedenfalls gilt: „Der stärkste Einfluß auf die nicaraguensische Poesie kam aus den USA, und ich (Ernesto Cardenal) erlebte ihn am meisten.“ Mit Vetter und Freund Coronel gab Cardenal Anthologien der Nordamerikaner in spanischer Übersetzung heraus (1963), entdeckte ausgerechnet bei ihnen – den Landsleuten der verhaßten United Fruit Company – die „einzige Weltpoesie der Freiheit“! In der Lyrik Whitmans sammelte sich erstmals weltgütig solches Modellgut und wirkte südlich des mexikanischen Rio Grande. Dann aber war Ezra Pound „wichtigster Einfluß und Lehrer“, maßgeblicher künstlerischer Erzieher. Daß der geniale Yankee ideell nicht minder als formal abfärbte, ließe sich in dem Exteriorismus der beiden breit belegen, auch im pointierten ideologischen Ressentiment. Übertroffen werden konnte Pound bei Cardenal nicht, doch ergänzt vom frommen Landsmann Thomas Merton, dem dichtenden Trappisten aus Kentucky.

Wie in Spanien schwören in Lateinamerika viele auf die Bindung und Wirkungseinheit der Generation als einer geistigen Gruppe. Um Cardenal bündelt, sammelt sich die der sogenannten „Vierziger“. Da er von ihr spricht, negiert er sie bereits: „Wir unterscheiden uns sehr voneinander.“ „Wir“ – das sind neben Cardenal nur zwei bekanntere Namen: Carlos Martínez Rivas, bibelfest, weltoffen, spielerisch, Surrealist wie der frühe Cardenal, Publikumsspötter ohne Alltagsprobleme: „Ich weiß schon, daß ihr euch von mir gerne ein Meisterwerk erwartet. / Aber das sollt ihr von mir nicht erhalten. / Von mir bekommt ihr's nicht.“ Knapper, esoterisch geradezu, vom Kampf ums erlösende Dichterwort verbraucht, so wirkt der aristokratische Einzelgänger Ernesto Mejía Sánchez: „Aber wer ist der Gerechte?“ Darum das zermürbende Kreuzträgertum, frei bekannt: „Ich selbst bin das Kreuz, ich bin meine Wünsche.“ Martínez Rivas und Mejía Sánchez sind formal reicher, dabei produktionsknapper als ihr Generationsgnosse Cardenal. Beide wären international durchaus ansehnlich. Aber man hat sie nicht „entdeckt“, sie sind nicht „in“.

Das poetische Angebot jener Länder ist in der Tat außerordentlich reich. Das politisch-soziale Interesse der Literaten springt dabei ins Auge. Im Exil zu leben wird ihnen zur Lebensregel, wird stoisch hingenommen. Der innere Widerstreit zwischen indianischen und spanischen Vorfahren, das mehr seelische als biologische Problem des Mestizen, wird hin und wieder sichtbar, aber bei weitem nicht zur Dominante. Eher ein Anthologie-Finale aus Nicaragua, das vielen dort aus der Seele gesprochen ist: „Was gäbst du nicht für die Freiheit eines Vogels ohne Land?“ Christliche Fragestellungen begegnen häufiger als bei den Europäern von heute.

Geographische und historische Prämissen

Nicaragua, die größte zentralamerikanische Republik, ist gleich seinen Nachbarn, international gesehen, ein kleines Land, wendet sein Gesicht zum Pazifik. Riesige Urwälder und zwei noch gewaltigere Binnenseen (beide zusammen 16mal der Bodensee) erschweren erheblich den Verkehr. Trotz dreimaliger Maisernte im Jahr entwickelte sich eine nur dürftige Wirtschaft. Das nach Osten hin kaum erschlossene Land ist dünn besiedelt; trotzdem ist die Zahl der Auswanderer groß. Als Ganzes ist es von geringer „Lebensqualität“, unstabil, gewaltsam niedergehalten in Mangel und Elend, wie ohnmächtig unter dauerndem politisch-ökonomischem Druck. Da mußten viele Dichter notgedrungen zu enragierten Protestierern werden! Und ihr profiliertester Wortführer ist heute Ernesto Cardenal.

Das seenreiche Land zwischen den Weltmeeren, seit 1522 von Spaniern erobert und vom Pazifik her nur am Rand kolonialisiert, d. h. europäisiert, weckte den Neid der seefahrenden Engländer. An der Ostküste beherrschten sie bald – vertragslos – eine 200 km lange und bis zu 300 km tiefe, unwirtliche Küstenzone, und zwar noch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, ungeachtet der nicaraguensischen „Unabhängigkeit“ von 1838. Küstenstädte wie Bluefields und Greytown (heute S. Juan del Norte) erinnern schon durch ihre fremden Namen an die britische Demütigung, „ein Jahrhundert der Verwüstung“. Die nordamerikanische Herausforderung folgte und dauert noch an. Cardenals Heimat Granada, „eine wundervolle Stadt“ (Arciniegas) mit Kirchen und Patriziersitzen, wurde wiederholt erobert und geplündert, schon 1668 von Henry Morgan, dem geadelten Seeräuber und Rivalen Drakes. Der nordamerikanische Abenteurer Billy Walker, der für drei Jahre sogar die Präsidentschaft Nicaraguas usurpierte, machte 1857 Granada zu seiner Hauptstadt. In solcher Umgebung und Erinnerung wuchs ein Nationaldichter heran, geistig genährt mit Schauermärchen von den Ausschreitungen „blonder Bestien“, die leider nicht einmal Phantasie waren. Denn Nicaraguas drei Nationalhelden erwarben sich ihren Ruhm nicht wie die Kaziken im Kampf gegen die Spanier, sondern gegen die Invasoren aus dem Norden: Rafaela Herrera wehrte in einem Kastell britische Piraten ab, José Estrada besiegte Walker und César Sandino trotzte den Yankee-Marinesoldaten, die 13 Jahre (1912 bis 1925) ihre „Bankfiliale“ Nicaragua wie Souveräne allein kontrollierten. Der Name Sandinos (1934 heimtückisch ermordet) erscheint in Cardenals Gedichten am häufigsten, weit öfter als der des großen Lyrikers aus León, Rubén Darío.

Nicaragua war für fremde Völker lange bloß eine Zwischenstufe auf dem Weg nach Osten. Dabei mischten sich immer schon Mythen und materielle Zwecke. So suchten Alvarado, Dávila und der erste harte Kolonialherr Nicaraguas, Pedrarias (in den Chroniken „furor Domini“), Gefolgsleute des Hernán Cortés, 1524 über die „zweifelhafte Enge“ eine fernöstliche „Himmlische Stadt“, ein anderes Orplid-Eldorado, „das Ding, das ich in dieser Welt am meisten zu finden begehre“ (H. Cortés). Das Nebenprodukt solcher irdischen Träume hieß dann Nicaragua, früher Endstation

des Drangs der Azteken nach Süden, an seinen Flüssen und Seen jahrhundertlang internationale Durchgangsstraße, heute besiedelt und morgen oft schon wieder verlassen.

Los Indios – Mythen und Utopien

„Mit dem Geld kamen die Steuern / und in der Kolonialzeit tauchten die ersten Bettler auf.“ So steht in der „Economía de Tahuantinsuyu“, einem Höhepunkt von Cardenals „Inka-Romantik“. Ein Land, das fast 1000 Jahre hindurch von Azteken, Spaniern, Briten, Nordamerikanern, von Kaziken, Gouverneuren, Generalen und Präsidenten geknechtet wurde, sucht sich leicht ein Wunschbild des vollkommenen Daseins und findet es bei anscheinend glücklicheren Völkern, z. B. im alten Peru oder in den Maya-Reichen, alle ein Paradies vor Columbus. In der eben zitierten dichterischen Darstellung der Inka-Wirtschaft lobt Cardenal die Fürsorge, die religiös-politische Einheit, das Fehlen von Nahrungsmangel, von Raub und Prostitution, preist hier wie sonst den „comunismo perfecto“, der heute noch bei den 20 000 Indios Cunas im San Blas-Archipel von Panamá praktiziert wird. Cardenal verschweigt zwar bei den Inkas Zensur, erzwungene Seßhaftigkeit und Verbannung der Opposition nicht, bejaht aber wie Neruda: „Es gab keine Freiheit / dafür soziale Sicherheit / und nicht alles war vollkommen im Inkaparadies.“

In den „Verlorenen Städten“ der Maya begrüßt Cardenal das Fehlen von Herren, von Kolonien, Mauern, Pfeilen, dafür gab es „Straßen nur für Prozessionen“. Und stets von neuem die bange Frage nach dem „Avatar“, der Wiedergeburt der passiven Urbewohner Amerikas und „ihrer ungeheuren Reserve an Mythen, Gesängen, Weisheit und Mysterien, religiösem Gefühl, tausendjährigen Traditionen“. Im Gefolge der Forscher Garibay, eines gescheiterten Priestergelehrten, und León Portillas beschwor Cardenal die „Himmelssehnsucht“ der mexikanischen Nahuatl. Die demütigen Cacios, die freiwillig armen Koguis, die allabendlich meditierenden Guajiros, das „auserwählte Volk“ der Yaruros am Orinoko, ein aussterbendes „Volk von Mystikern“, materiell arm und religiös reich – sie finden in Ernesto Cardenal ihren beredten Interpreten in dichterischen Reportagen und zahlreichen Zeitungsartikeln. Nele de Kantule, den Medizinmann, Sittenprediger, Geschichtslehrer und Volkserzieher, den Kaziken der panamesischen Kanalzone, Führer des Aufstands von 1925, stellt er „höher als Kennedy“. Am teuersten ist ihm Netzahualcóyotl, der 50 Jahre vor dem Spaniereinfall als Teilkönig eines mexikanischen Reichs starb: „Er machte Verse und baute auch Deiche.“ In Hingabe und Verzicht, als Gesetzgeber und Sänger war er berühmt in seinen 44 Reichen, „wo er nicht befahl“. Ihn erwähnte sich Cardenal in zwei Gedichten zum Vorbild, selbst einer der „Dichter, die das Volk mit Worten beschützen“, gemäß der „Pflicht, . . . Dolmetsch zu sein“. Wenige nehmen diese alte Mahnung heute so ernst wie Ernesto Cardenal.

Der politische Dichter

Es gibt kaum einen Dichter Lateinamerikas, bei dem das Engagement für politisch-soziale Veränderung so zum bestimmenden Akzent in Leben und Schreiben wurde, auch Neruda nicht ausgenommen. Keine uns bekannte wesentliche Schrift Cardenals, vielleicht überhaupt keine, die nicht politische Nebenbemerkungen, Ausfälle oder Hinweise enthielte. Das setzt deutlich ein mit den erst später bekanntgewordenen Frühgedichten, den „Epigramas“ des noch nicht 30jährigen. Diese für Nicaragua neue Art knappster Poesie, adaptierte Paraphrasen des Catull und Martial, sollten eigentlich Liebesgedichte sein, nennen auch drei Mädchennamen en passant, ohne die Claudia, Myriam und Ileana zu individualisieren. Die Frau ist nur Anspracheobjekt und Absagethema für den ichbezogenen Sprach- und Heimatkenner, Volksfreund und Diktatorenspötter Cardenal. Selten ging Liebe so nebenbei und selbstverständlich eine Ehe mit der Politik ein, selten auch eine kurzfristigere. Denn der enttäuschte Frauenverehrer fand nie sein Idol; er wurde als Liebender Universalist, Menschheitsschwärmer, ein wahrhaft großer und weiter Erotiker dieser Welt. Auch in Cardenals spätem Prosabuch von der Liebe fehlt nicht die übliche Bezugsstelle auf Somoza, auf die heimische Politik.

Die einzige wirkliche politische Aktivität Cardenals, die Teilnahme an der Verschwörung gegen Anastasio Somoza 1954 und die anschließende Flucht, schlug sich in einem realistisch angelegten Text nieder, dem weltbekannten „Hora O“: Klage und Anklage, moralische Hinrichtung eines korrupt-grausamen Regimes und seiner ausländischen Helfer, einer langen Reihe von US-Companies. Die paar Naturbilder vom Frühling Nicaraguas verdrängen nicht den bitteren Tenor: Jeder Ruhm ist „ein Aasgeiernest auf dem Feld, ein großer Gestank“. Elegische Lyrik bricht durch im Nachruf auf den verlorenen Schulfreund und Revolutionsführer Bález Bone und den ebenso unglücklichen, verratenen Nationalhelden Sandino. Wir stehen diametral zu des deutschen Olympiers hingeworfenem: „Politisch Lied, ein garstig Lied.“ Cardenal macht sein Lied zum Pamphlet. Sogar seine frömmste Komposition, die Nachgestaltung der mitternächtlichen Gebetsstunde der Trappisten, kann sich beim Reueakt der eindringenden politischen Dämonie nicht erwehren: „Und meine Sünde ist immer vor mir / ... Es ist die Stunde, da die Lichter der Bordelle / und Kneipen schimmern. Das Haus des Kaiphas ist voller Leute. / Die Lichter in Somozas Palast brennen. / Es ist die Stunde, da sich die Kriegsräte treffen / und die Folterfachleute steigen in die Gefängnisse hinab.“ Hilflloser Aufschrei in grausamer Zeit! Die Welt, die Vergangenheit, vorab das vergossene Blut, all das drängt in die Klostermeditation des Novizen, der immer wieder die Vögel gen Süden, in die gequälte Heimat ziehen sieht: Sie forderte ihn zurück. Wie für García Lorca blieb New York dem Studenten Cardenal fern und unheimlich; Kentucky im Süden weckte keine Zuneigung zum „Koloß des Nordens“, von den „ladinos“ stets mehr gefürchtet als geliebt.

Einen Weltnamen machte ihm seine Psalmennachdichtung. Sie bestätigt aber Cardenals

Satz: „Meine Dichtung ist in Wirklichkeit nicht religiös gewesen.“ Der öfter apostrophierte Mystiker ist eher ein Trugbild, entstanden aus der Annahme, dichtende Priester schrieben statusgemäß gottnäher als andere. Cardenal war zuerst Revolutionär und Literat – wir erinnern an Cuadras Äußerung. Er blieb so. Auch die Theologin Sölle ist leicht befremdet darüber, wie bei Cardenal „mit Gott gerechnet“ wird. Naiv wie im Alten Testament die Propheten? Die Frage ist berechtigt, ob hinter der Psalmen-nachdichtung existentielle Erfahrung steht und paraphrasiert wurde. Der Dichter klagt, er sei zur „Karikatur“ geworden; aber wird nicht der Glaube zum politischen, allzu breit deckenden Heilpflaster, zum Universalmittel oder einfach zu einem Stilmittel? Kein Vorwurf, aber ein Verdacht. Dann wieder steigert sich auch der politische Ankläger Cardenal zum mitreißenden Glaubenswerber, zum moralischen Missionar.

Solcher innerer Höhenflug, spürbar, doch Ausnahme, verflacht sichtlich in den beiden jüngsten Werken „Nationallied“ und „Orakel für Managua“. „Lügen strafen die AP, die UP / auch dies ist die Aufgabe des Dichters.“ Es scheint zu dürftig, würden Dichter ihre Aufgabe darin sehen, Dementis zu fabrizieren. Halb verständlich wird diese bescheidene Zielsetzung allerdings, wenn gilt: „Was vom Vaterland blieb, war die Fahne.“ Darum nennt er es „ein gelobtes Land für die Revolution“. Es stauen sich Emotionen und Energien gegen „Militarismus und Geld, die beide kein Herz haben“. Er lebt und erzieht hin auf den „Tag, an dem es keine Reichen mehr gibt“. Seine verständliche wie verführerische Parole heißt: „Das Leben ist subversiv.“

Welcher Cardenal wird wohl bleiben? Jener der naiv-dreisten Verquickung „Kommunismus oder Reich Gottes auf Erden das ist das gleiche“, oder der des seltenen Aufschwungs als heimatliebender Nationalsänger: „Dieser Erde gehört mein Gesang, meine Gedichte diesem Klima ... ich brauche diese Sümpfe“? Sandino ist vorherrschende Figur, Darío sein kleiner Partner. Mehr wiegt auch Leonel Rugama, Seminarist, Marxist und Guerillero im „Orakel von Managua“, worin das Erdbeben vom 22./23. Dezember 1972, das schrecklichste in der langen Leidensgeschichte der zu zwei Dritteln zerstörten Hauptstadt, eindringlich analysiert wird. Prähistorische, historische, soziale Schreckensszenen aus Nicaragua und Managua, Naturkatastrophen und politische Dramen wie z. B. die kurzfristige Rebellion und der sinnlose Kampf Rugamas und seiner drei Freunde – diese Katastrophenkette ist in Cardenals Sehweise nur ein kleines, weniger geologisches als politisches, Präludium der kommenden großen Revolution. „Wir beerdigen Banken und Waffen, / es beginnt das Ostern der Revolution“; denn „mit dem Erdbeben versank der Kapitalismus noch mehr im Kapitalismus“. Doch „niemand weiß, wann das Paradies Wirklichkeit wird (Lenin)“. Politische Aktualität und Aktivität intensivieren sich seit Beginn der siebziger Jahre. Der künstlerische Anspruch stagniert merklich.

Ein politischer Denker?

Nicaragua hat eine mächtige Tradition in politischer Poesie. Allerdings wird in den autoritär, öfter diktatorisch gelenkten Staaten jener Breiten Dichterkritik in der Regel kühl ignoriert; dafür fänden sich Belege von Madrid bis Managua. Denn Papier ist geduldig, und Worte wirken nur langsam, ganz besonders in Völkern mit einer Mehrheit von Analphabeten (in Nicaragua zwei Drittel!). Im Ekuador von 1875 rühmte sich der Essayist Juan Montalvo, mit seiner Feder den Präsidenten García Moreno getötet zu haben, als ein Attentat gelang. Nicht weit von Nicaragua liegt El Salvador, der kleinste und dichtest besiedelte, sozial überhitzte mittelamerikanische Staat, von dem Escobar Galindo sagt: „Von Amts wegen gibt es keine Dichter. / Sie sind Fehlgeburten der Wirklichkeit, die aus Zementstücken besteht, / aus Magnesiumtropfen / aus Todesängsten / Leuchtkäfern . . . Art. 72 des Código Civil.“ Gibt es aber dennoch solche fliegende Insekten im nächtlichen Chaos, so mögen sie wirres Zeug schreiben oder treiben, mögen verschlüsselt protestieren, nur sollen sie sich nicht zum Tagesgeschehen zu Wort melden. Cardenal lehnt parteiliche Orientierung oder Bindung ab, fühlt sich aber heute als Christ und Priester nicht minder zur Stellungnahme genötigt denn früher als Literat. Seine Selbstdarstellung wandert auf der unpräzisen Skala: „Pazifist, . . . christlicher Anarchist, Gandhist“. Soweit gehen wenige aus der zahlreichen einheimischen Dichterschar christlicher Orientierung (Selva, Pasos, Cortés, Cuadra), innerhalb der z. B. der Weltpriester A. Pallais († 1957), einer der „großen Drei“, durch seine freimütig-fromme Art auffiel. Für manche war er ein einfallsreicher „Clown Christi“, dem es nur nach einem „Armenbegräbnis“ verlangte, nicht nach einer Revolution. Cardenal predigt sie heute um so entschiedener.

Seit er 1970 erstmals auf Kuba war – er mußte lange um kirchliche Erlaubnis bitten, dann noch auf dem Umweg Mexico die Regierung täuschen –, hat er sozusagen „eine zweite Berufung“ erfahren (seine Formel!). Zwischen Marxismus und Anarchismus wird bei ihm kaum noch unterschieden, so sehr sich beide widersprechen und auf manchen politischen Schauplätzen, z. B. auf der Pyrenäenhalbinsel in den dreißiger Jahren, hart bekämpfen. Wie manchem Mystiker wird Cardenal die Welt zum „Misthaufen“, eine Vorstellung, die sich in groben Ausdrücken bis herben Beschimpfungen niederschlägt. Wie eine „magische Formel“ (F. G. Jünger) lockt ihn hingegen die Vokabel „neu“, angewandt auf Welt, Mensch, Zukunft. Und so heißt es: „In Kuba ist der neue Name für christliche Nächstenliebe Revolution.“ „Hier ist man frei, wenn man revolutionär ist.“ Die großen Freiheiten Europas sind Cardenal fremd, die Minimalfreiheiten Lateinamerikas sind ihm feil. Die Paarung: „Heiligkeit der Revolution“ ist ihm keine Blasphemie. Sie wurde ihm selbstverständlich, da er im Marxismus eine neue Weltformel für das alte Evangelium fand. Die vergeblichen europäischen Bemühungen, den philosophischen Materialismus von dessen Sozial- und Wirtschaftslehre zu trennen, nimmt Cardenal nicht mehr zur Kenntnis, seit er einige Wochen durch Kuba gereist ist. Seine positiven Erfahrungen mit der kleinen Kooperative im Archipel

von Solentiname blenden ihn. Expansiv-utopistische Sozialromantik, Monastizismus? Über den sozialistischen Staat zur ideal-anarchischen Gesellschaft! Daß sich 15jährige Mädchen selbst in Nonnenschulen als „Kommunisten“ bekennen, sollte ein Erwachsener nicht ernsthaft zur Kenntnis nehmen, viel weniger darin einen Beweis für den Idealismus der Jugend sehen, auch nicht dafür, daß man allmählich „die Strukturen unterwandern“ könne. Hippies werden als Gesinnungshelfer sicher noch weniger nützen als das Beispiel der gewiß achtbaren, aber zu isolierten, „elitären“ Arbeiterpriester. Sie sind für Cardenal als fortschrittlichste Gruppe „vom Heiligen Geist inspiriert“.

Ein Zentralproblem ist das Verhältnis zur „violencia“. Cardenal meint: „Gewaltlosigkeit ist besser als Gewalt, aber Gewalt ist besser als Feigheit.“ Eine dehnbare Formel, die zu dem zarten Cardenal, der noch nie eine Flinte anrührte, paßt, aber für andere viele Gefahren einschließt. Papst Paul VI. hat 1968 in Bogotá Gewalt und Revolution ausdrücklich verurteilt.

Wenn Marxens böser „Bourgeois“ zum Gottlosen an sich gestempelt wird, wenn die zumeist emigrierten Gegner Castros, die gehaßten „gusanos“ (Würmer), und die „Kirche Washingtons“ von Cardenal ohne Unterschied in einen Sudeltopf geworfen werden, dann heißt man dies gemeinhin parteiischen Summarismus, schematisches Denken, Verzicht auf die prinzipiell und konstant apostrophierte christliche Grundformel „Liebe“. Verirrte sich Cardenal in diese dialektische Sackgasse? Das meinen jedenfalls nicht nur empörte Wortführer der Exilkubaner wie Julián Orbón.

Kirchensprecher, Asket oder Mystiker?

In Kuba, wo man Cardenals Werk gut kennt und studiert, wo man seine exterioristische Poesie kopiert, wird Studenten bei literarischen Seminararbeiten die Frage gestellt, ob Cardenal ein Mystiker ist. Ihre Antwort ist unbekannt. Jedenfalls sehen manche in ihm den modernen spanischsprachigen Mystiker, was kaum im Sinn Cardenals ist, der ja kein religiöser Dichter sein will. Merkwürdig weit und eng zugleich, aber zeitgemäß ist sein Bemühen, im Christentum nur Verwirklichung von Liebe und Brüderlichkeit zu sehen, es zu einer bloßen Mitmenschlichkeit zu vereinfachen. Riten, Liturgie, Heiligenverehrung, Prozessionen, d. h. das geformte Christentum kann dann aufgegeben werden. Alles christliche Tun, alle karitative Arbeit war bisher nur „Flickwerk“, darum: vorwärts zur radikalen Revolution! Sogar Cardenals „Himmelreich ist . . . ein geistiger Marxismus“.

Verhaltene Kritik an der Hierarchie seines kleinen Landes, am Gehaben der Kurie besonders in wirtschaftlicher Beziehung, bricht jüngst im „Orakel über Managua“ heraus: In Rom machen Vittorino Veronese wie der Banco di Santo Spirito „die Gattin Gottes zur Hure“. In Managua aber hat der Primas des Landes, „seine oberdumme Exzellenz“, die Wünsche des Diktators servil erfüllt, dessen Tochter öffentlich im Stadion als Patronin der Streitkräfte, darunter jene übel beleumundete Guardia

Nacional, gesegnet! (In der Tat, die beiden westdeutschen Fernsehsendungen vom Frühjahr 1973 über Managua präsentierten ernüchternd Diktator Tacho Somoza und einen recht farblosen ersten Bischof, der nicht wie ein zweiter Athanasius wirkte.)

Cardenal hat sich auf einem harten, eigenwilligen Weg vom Literaten zum Kleriker durchgerungen. Sein Besitz- und Weltverzicht kam aufgrund von Einsicht und Opferwillen zustande, ohne Schwäche oder Feigheit. Er argumentiert radikal, nicht blind: „Gott ist überall, sogar am Broadway“, „liebt auch einen Diktator von Nicaragua.“ Bei aller profunden privaten Frömmigkeit, ein Hoheslied der Gottesliebe kam noch nicht von seinen Lippen. Cardenal kennt zur Genüge die frommen Autoren der Vergangenheit, zitiert aber häufiger und lieber die politischen der Gegenwart wie Lenin, Mao, Che: Der weltverbessernde Homo politicus im Gefolge Castros (in welcher naiv-ärgerlichen Apotheose Fidels, des Massenredners, endet doch das kubanische Reisebuch!) verdrängte den Poeta doctus aus dem Umkreis Ezra Pounds. Dorothee Sölle definierte Cardenals Einstellung großlettrig mit „Diesseitigkeit, Solidarität und Universalität“. Das ist keine Mutterlauge für in Gott versenkte Mystik, aber guter Nährboden für eine eifernde Theologie im Sinn von Recife und Cuernavaca. Verschiedene von Cardenals kirchlich-kulturellen Thesen decken sich mit denen der Priester-Revolutionäre Camilo Torres und Iwan Illich. Da in Kuba einiges dieser Art realisiert wurde, hat man mokant von „Tropenmarxismus“ gesprochen. Dahin tendiert der späte Cardenal mehr als zum Anliegen seines jüngeren Landsmanns Horacio Peña im „Gesang, um Gott modern zu machen“.

Zur Wertung des Dichters

Vielleicht ist der Eremit und Planer von Solentiname, der Maschinen, Städte, die Diktatoren und die USA samt ihren militärischen und wirtschaftlichen Organisationen verabscheut, ein Stück Neuromantik. Ruhte im vorigen Jahrhundert „auf Poesie noch die Festigkeit der Throne“, so soll sie in unserem einem Ernesto Cardenal helfen, „die Welt zu retten“. Darum wurde er ein rigoroser Ethiker, der aus dem Evangelium für sich wie andere radikale Schlüsse zieht, auch den „Tod der Reichen“ kühl erwartet. Sein persönlicher Weg zur Demut und zum Verzicht hob ihn unschwer aus der Menge der Kompromißler oder Mitläufer heraus und verhärtete seine Grundsätze; sein äußerer Ehrgeiz wuchs mit der inneren Entsagung: „Wer kontemplativ ist, ist ein Geächteter.“ Der „Gesetzlose“ wird auf seinen nicaraguensischen Inseln zum Gesetzgeber. Erstrebt er auf seinem Sub-Kontinent die Rolle des prophetischen Poeten? Die Gefahr der Überschätzung wird jedenfalls akut, wenn z. B. seine Psalmennachdichtung zur „bedeutendsten religiösen Dichtung dieses Jahrhunderts im spanischen Sprachraum“ erklärt wird (D. Reichardt). Solche Verabsolutierung könnte leicht ins Gegenteil umschlagen, weil sie Unkenntnis der Zusammenhänge und Abwertung bedeutender Rivalen wie Unamuno, Alonso, Panero verrät.

Cardenals Entwicklung zeigt mehrere ungleichwertige Phasen: anfänglich die des epigonenhaften surrealistischen Individualisten im Gefolge Nerudas, dann jene des dokumentarischen Chronisten gemäß Coronel Urtecho. Zuletzt schuf er sich seinen eigenen Mischstil des politischen Anklägers und religiösen Anregers. Neuerdings schreibt er mehr wie ein moderner „Texter“ denn als echter Lyriker. Cardenal hat sich von seinem wichtigsten Lehrmeister Ezra Pound, zum eigenen Vorteil, weitgehend gelöst, ohne je die poetische Intensität, die Bildung, die Bilderkraft und die thematische Weite des hermetisch anspruchsvolleren Vorbilds aus dem Norden zu erreichen. Einen „Pound caritativo“ nannte ihn zwar Cuadra. Cardenals Ziel ging wohl auch nie in die Richtung des genialen Nordamerikaners. Er will ja in die Breite wirken: Wenn ihn nur die Fischer und Traktorfahrer verstehen, dann mögen ihn Generale und Minister ruhig verfolgen. Sie tun es bisher mit Vorsicht. Und im antikapitalistisch-antiimperialistischen Denken bleibt der „Marxist“ Cardenal in den Spuren des US-flüchtigen Mussolini-Verehrers Pound.

Dieser Zielsetzung entsprechen die Stilmittel einer modernisierten, schockierenden, bisweilen derben Sprache, mit Stilbrüchen, Zitatenmontagen, brüskierenden Konfrontationen von Gestimmtheit und Aggression. Ob seine Umdichtung der Psalmen je den Glauben, das Gottvertrauen stärkte? Ist dieser Gott noch der Herr der Geschichte oder nur Handlanger politischer Ziele, nur ein irdischer Herr? Jedenfalls ist er für Cardenal nicht „tot“; schon das genügt in der heutigen Glaubenskrise vielen. „Ich vertraue dem Herrn und nicht den Radiosendungen“, ein Trostspruch; denn „der Gottgläubige ist von Gangstern eingekreist“. Das Neue Testament wußte es nie anders. Das alttestamentliche Gottesbild aber des Streiters, Rächers, wird entschlossen in den Mischtopf moderner Begriffswelt geworfen, somit dramatisch aktualisiert. Gewinnt es dadurch neue Wirklichkeit? Immer wieder stößt man auf die Frage, ob Cardenals sprachliche Monotonie nicht zur Belastung, seine thematische Beschränkung nicht zu stereotyp wurde. Das Stilmittel der Wiederholung kann zwar Intensität bewirken, so bei der Beschwörung seiner gemordeten Dichterfreunde. Es kann aber auch ermüden, „ohne die Inhalte zu bereichern“, wie der Venezolaner José Miguel Oviedo kritisch meinte. „Die nahezu journalistische sprachliche Diktion“ enttäuschte selbst Dieter Reichardt. Und Cardenal selbst rechtfertigte, falsches Lob abwehrend, seine „Poesie (als) die am wenigsten strenge, der Prosa am nächsten“.

Man mag bei der Beurteilung noch einen Schritt weitergehen und sich vom erfahrenen Lyriker und Anthologisten Heinz Piontek sagen lassen: „Der Prozeß der Prosaisierung hat es mit sich gebracht, daß die Masse der Gedichte, die gar keine sind, ungeheuer angeschwollen ist.“ Nicanor Parra, der mit Cardenal in der Gunst der progressiven Leserschaft seines Kontinents rivalisierende Lyriker aus Chile, definiert sich sogar selbst als „antipoeta“, schreibt viel weniger als Cardenal, aber dichter, trefender, bleibender. Außer den montierten fremden Zitaten findet sich bei Cardenal keine Formel, die sich dem Gedächtnis einprägte. Parra hingegen entspricht Gottfried Benns Forderung, der Cardenal selten genügt: „Das Gedicht ist immer noch die Frage

nach dem Ich“; „Lyrik ist Monolog und also eine anachoretische Kunst.“ Das Kollektiv unterlief Cardenals Künstlertum.

Seine beiden jüngsten Werke beeindrucken, weniger ideell als künstlerisch, wieder stärker. Wie auch der Nekrolog auf Marilyn Monroe oder der Gethsemani-Zyklus haben sie wieder den für Poesie entscheidenden „Charakter eines organischen Ganzen wie eine Pflanze“, sind aus Erschütterung sprießende, zum Ergebnis gewachsene und entfaltete Wortkunst. Dahinter steht auch hier der politische Antrieb, der unentwegte Einsatz für den Mitmenschen. Haben Cardenal das Lob der Freunde, die Not oder der Welterfolg dazu verführt, sich überstürzend „auszuschreiben“? Man behauptete, daß aus dem einstigen verschwärmten Mondträumer Cardenal ein nüchterner Tagwerker wurde, der mitten im Leben steht; aber nimmt er auch noch die Sonne wahr? Cardenal erkennt die Fülle der wechselnden Farben auf seinem See und spricht von ihnen im Rundbrief an Freunde, nie jedoch in seiner Dichtung. Da reicht die Palette nur zur Staccato-Aufzählung von Vogelnamen. Der Poeta politicus genehmigt sich nur flüchtige Facetten aus dem Jahreskreislauf der Tropennatur. Der Fürstenspiegel Netzahualcóyotls aus dem 15. Jahrhundert und die liebevolle ländliche Reportage des Nordamerikaners Squier aus dem 19. Jahrhundert wirken in den Anthologien Cardenals wie Ausnahmen, wie Entgleisungen eines Engagierten im hic et nunc dieses 20. Jahrhunderts. Nindirí, ein idyllischer Ort der Vergangenheit, verführt Cardenal zu zwei seltenen, fast verschämten Reimen (z. B. Nindirí . . . como olvidarme de ti – wie könnte ich dich vergessen!). Die Leidenschaft des Kämpfers raubte dem Betrachter die Muße.

Cardenal begann als Künstler mit hellwachen Sinnen im Gefolge Größerer. Allein „zwischen Dante und seiner Beatrice gab es auch einen Drachen. Unsre Herrin Dulcinea ist verzaubert, und wir müssen sie befreien. Neben jeder Jungfrau existiert ein Ungeheuer, das wir töten müssen“, so schrieb Cardenal vor Jahren aus Mexico seinem Poeten-Vetter Cuadra. Sicher lauscht er immer noch aufmerksam den Sirenen und will sich gleich Odysseus weder die Augen verbinden noch die Ohren zustopfen lassen, dem poetischen Daimon gern ergeben. So wie er andererseits versichert, als politischer Eiferer jederzeit den Märtyrertod anzunehmen. Solche Anlagen und Zielsetzungen tragen mehr als üblich Spannungen in Cardenals Leben. Die Kirche ist ihm bei seinem Tun weder Selbstzweck noch steht sie im Vordergrund. Die Kunst des magischen Wortes wird ihm Mittel zum Zweck. Vielleicht bloß, weil sich Cardenal mit ihr einen internationalen Namen schaffen will, um dann unbeschwerter im Vaterland reformieren, einen Subkontinent umstrukturieren zu können? Diese und andere Fragen drängen sich auf. Manche seiner Weggenossen formulieren sie mittelbar und verschlüsselt. Unverhüllt kritisch äußerte sich hingegen der vom Erdbeben 1973 nach Madrid verschlagene Direktor der Nationalbibliothek von Managua und prominente Lyriker Zepeda-Henríquez (*Estafeta Literaria*, 1. 5. 73). Andere rechtfertigen solche engagierte Dichtung mit der Not und der sozial-politischen Unruhe, mit der inneren Unsicherheit als Warn- und Wahrzeichen Lateinamerikas, denn: tempus urget.

Vergleiche, Tendenzen

Cardenal wird vermutlich nicht den Weg von Camilo Torres einschlagen; aber auch er ging – waffenlos – unter die Agitatoren. Die rote Jakobinermütze im Wappen seines Landes, ist sie nicht eine Versuchung? Mit dem späten Reinhold Schneider hat der Mittelamerikaner manches gemeinsam: Glaubensbasis und zeitliches Engagement, Erschütterung der „inneren Fundamente“ durch die Revolutionstheorien, die Abkehr von der sozialen Erstarrung des Bürgertums. Die Folge: Flucht aus dem erhabenen Kunstreich in den alltäglichen, missionarischen „Sanitätsdienst“ des Broschürenschriftstellers oder Pamphletisten.

Jewtuschenko hat in der UdSSR mittlerweile – naiv und vorlaut zugleich, meinte Cuadra – den vermeintlichen Gesinnungsfreund hochgejubelt: „Cardenal ist der Anfang einer neuen poetischen Ära in Amerika, die Vereinigung von Himmel und Erde, des Menschen mit Gott. Für ihn ist das Leiden Christi vor allem ein menschliches Leiden.“ Nüchterne Spanier rieten Cardenals Lesern zu Aufmerksamkeit und Geduld; denn bis heute kann man nur soviel mit Sicherheit sagen: „Von einer fernen, kleinen Insel dringt eine mächtige, echte Stimme zu uns, gut gezielt und getragen von einem starken Atem, hinein in eine taumelnde, zerrissene Welt, die sich selbst zum Opfer wurde.“ Das heißt, Cardenal mit hispanischer Noblesse und der nötigen Reserve anerkennen.

E. R. Curtius charakterisierte vor einem halben Jahrhundert Miguel de Unamuno als „excitator Hispaniae“. Auf ähnliche Weise, bei veränderter Kunstauffassung und mit gleichem Temperament verfolgt Cardenal, ein poetischer Savonarola, im Idiom des kastilischen Basken jene einsame, aufreibende Mission des frommen Rebellen, der der Politik nicht widerstehen kann. Im letzten und besten vielleicht ist auch Ernesto Cardenal ein stellvertretender „homo viator“ in unserer Zeit, Sternsucher auf Wüstengewegen, doch auch in Solentiname fern der sichernden Oase. Es wäre dabei zuviel behauptet, wie das fanatische Verehrer tun, in ihm das „lyrische Gewissen Amerikas“ zu sehen. Man darf neben ihm die Mistral und Neruda, die Guillén und Paz nicht vergessen.

Werke von Ernesto Cardenal: Gethsemani, Ky. (Medellín, Col. 21965) 38 S.; El Estrecho Dudoso (Madrid 1966) 204 S.; La Hora O (Montevideo 1966) 31 S.; Antología, hrsg. v. Orlando Aloma (La Habana 1967) 196 S.; Homenaje a los Indios Americanos (León, Nic. 1969) 126 S.; Antología, hrsg. u. eingel. v. P. A. Cuadra (Buenos Aires 1971) 214 S.; Epigramas (México 1962; Buenos Aires 1972) 64 S.; Canto Nacional (México 1973). – *Deutsche Übersetzungen* (alle Wuppertal, Jugenddienst-Verlag): Zerschneide den Stacheldraht. Südamerikanische Psalmen (1967, 21970) 68 S.; Die rätselhafte Gefängnisgeschichte des Schweden Erik Hjalmar Ossinilsson (1970) 32 S.; Das Buch von der Liebe (Prosa-Meditationen, 1971) 144 S.; In Kuba (Reisebericht, 1972) 388 S.; Von der Heiligkeit der Revolution (Gesprächsreport, 1972) 68 S.; Gebet für Marilyn Monroe u. a. Gedichte (1972, 21973) 184 S.; Für die Indianer Amerikas (epische Gedichte, 1973) 128 S.; Nationalgesang, Orakel für Managua, Reise nach New York (epische Gedichte, 1974). – Eine deutsche Werkeinführung bringt Dieter Reichardt, Lateinamerikanische Autoren (Tübingen 1972) 556–558.